

Der Universitätsgedanke
unter den Anforderungen
der Moderne

Der akademischen Lehre den Vorrang geben?

Gunther Gottlieb

Beide irren: jene vielen Professoren, die noch ständig das Vorurteil kultivieren, eine auf gute Lehre bedachte Universität könne keine gute Forschungsstätte sein, sondern sei nichts anderes als eine Fortsetzung des Gymnasiums auf einer etwas höheren Stufe. Und ebenso viele Bildungspolitiker, wenn sie, wie verblüffenderweise auch der Wissenschaftsrat, Lehrprofessuren einführen wollen und damit eine von der Forschung abgekoppelte Lehre und ein Zweiklassensystem der Vollzeitprofessoren. Es wäre auch ein Irrtum, glaubte man, man verbessere mit einer Vermehrung der Professorenstellen nicht nur das Betreuungsverhältnis, sondern ganz automatisch auch die Lehre. Das ist Ausfluss bürokratisch schematischen, nicht jedoch konstruktiven Denkens. Man kann daher festhalten: Die Einrichtung von Lehrprofessuren wäre eine glatte Fehlentwicklung.

Akademische Lehre neu überdenken

Was den gegenwärtigen Zustand betrifft, so seien, wie Beiträgen in der Zeitschrift *Forschung und Lehre* (8/2008 und 9/2008) zu entnehmen ist, Innovationsstau, ungenügende Betreuungsrelation zwischen Vollzeitprofessoren und Studenten und die immer noch untergeordnete Bedeutung der akademischen Lehre hervorstechende Merkmale, welche die Universitäten insgesamt in ein ungünstiges Licht rückten. Einer in hohem Maße professionalisierten Forschung stehe keine auf breiter Basis vergleichbare Lehre gegenüber. Hochschullehrer seien, was den Un-

terricht betreffe, weitgehend Autodidakten. Man habe, informell, durch Abschauen und Nachbilden gelernt zu lehren. Darüber hinaus fehle gänzlich die regelte und kompetente Wahrnehmung von Fehlern und Schwächen sowie deren gemeinsame Erörterung. Lehre ist, so ist zu ergänzen, bis heute kein Gegenstand der Beratung innerhalb der Fächer oder Fächergruppen, nicht einmal in kleinsten Kreisen. Wie viele Professoren gibt es, die sich in der Lehre mit Leidenschaft und Verantwortungsbewusstsein engagieren, mit ungewöhnlichen Lehrmethoden experimentieren und sich beständig bemühen, die Lehre in ihrem jeweiligen Fach weiterzuentwickeln? Für eine wachsende Zahl junger Wissenschaftler treffe dies zu, ja sogar für immer mehr arrivierte Professoren, so die Aussage in Forschung und Lehre. Ist der Trend richtig erfasst, sind wir auf gutem Wege.

Voraussetzung ist allerdings ein Konsens darüber, dass die universitäre Lehre nichts Nebensächliches ist, vielmehr eine der beiden Hauptsachen, Forschung und Lehre, welche die Universität ausmachen. Das heißt: ihr mehr Zeit als bisher üblich zu widmen und ihr eine neue Ausrichtung zu geben, womit nicht die Aufgabe wissenschaftlicher Standards gemeint ist, sondern die Einbindung von sogenanntem Strategiewissen und das Erlernen von Fertigkeiten, denen im heutigen Berufsleben, sozusagen mit dem Einstieg in einen Beruf, eine Leitfunktion zukommt, um auf Veränderungen der universitären Umfeldler und der Berufswelt sowie auf

daraus abzuleitende Notwendigkeiten zu reagieren.

Um was geht es? Es geht um Bildung und, im umfassenden Sinne, um Erziehung! Non scholae, sed vitae discimus, man lerne, so heißt es, nicht für die Schule, sondern fürs Leben. Aber um fürs Leben zu lernen, bedarf es der Anleitung, der Führung und beratenden Begleitung, bedarf es des Vorbildes. Forschung und Lehre sind Arbeitsfelder, auf denen sich das Lernen fürs Leben verwirklichen lassen kann – sofern die akademischen Lehrer vermitteln, was die Studierenden über das rein Funktionale und Fachliche hinaus erwarten dürfen. Forschung und Lehre sind daher beide als eine Einheit eingebunden in den Erziehungs- und Bildungsauftrag des Hochschullehrers. Das geht über die bloße Forderung nach einer Grundlegung der Forschung in der Lehre hinaus. Es geht erstens um die Führungsaufgabe der akademischen Lehrer vom Lehrbeauftragten bis zum Professor, wie sie sich in der Lehrtätigkeit niederschlagen sollte, und zweitens um die formale und inhaltliche Gestaltung des Lehrangebotes.

Wir sprechen heute von der Massenuniversität. Steigende Studierendenzahlen, überfüllte Seminare und Übungen, zu geringes Raumangebot, in den Bereichen Forschung und Lehre allenfalls gleichbleibende personelle Ausstattung, eher Reduzierung vor allem auf der Ebene des akademischen Mittelbaus. Am lebhaften, wenn nicht „massenhaften“ Zulauf zur Universität wird sich jedoch nichts ändern, zumal es das erklärte Ziel der Bildungspolitik ist, den Anteil der Studierenden weiter zu erhöhen. Es wird sich auch nichts daran ändern, dass sich die soziale, kulturelle und ethnische Zusammensetzung der Studentenschaft weiter differenziert.

Über den akademischen Unterricht nachzudenken ergibt sich aber nicht nur aus diesen Sachverhalten, sondern ganz

grundsätzlich aus der Notwendigkeit, erfolgreich zu unterrichten, nicht nur handwerkliche Kenntnisse einzuüben, sondern sowohl den kritischen Verstand anzuregen als auch Fantasie und Erfindungskraft als wichtigste Voraussetzungen für jedwede geistige Arbeit zu schulen und, ganz allgemein, auf den Berufseinstieg und Anforderungen des späteren Berufslebens vorzubereiten. Es geht also um innovative Vorstellungen über die Gestaltung einer in ihren Lehrangeboten auf der Höhe der Zeit stehenden und für die Zukunft gerüsteten Universität. Was soll und kann die Universität in dieser Hinsicht tun?

Bernhard Buebs „Gebote der Bildung“

Die „Neun Gebote der Bildung“ aus Bernhard Buebs 2008 erschienenem, zunächst auf die Schule bezogenem Buch *Von der Pflicht zu führen*, befassen sich mit Forderungen, die im Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion über eine Reform und zeitgemäße Ausformung der akademischen Lehre auch für Hochschullehrer geschrieben sein könnten.

Darin wird insbesondere die Forderung erhoben „Erkenne dich selbst, indem du dich bildest!“: Sich zu bilden heiße, sich durch Erkenntnis die Welt zu eigen zu machen, dadurch zur Selbsterkenntnis zu gelangen und aus begründeter Einsicht handeln zu können. Wer sich bilde, könne auch führen; es sei eine der wichtigsten Aufgaben der Lehrer, die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen zu führen. Bildung und Führung bedingten sich gegenseitig. Mit der Vorstellung vom Lehrer müsse sich Leidenschaft, Autorität und Vorbild verbinden. Lehrer müssten begeistern und Gefühle in Bewegung bringen, Leidenschaft für einen Gegenstand wecken. Das gilt auch für Studenten und Hochschullehrer. Auch hier geht es um Aneignung und Verwandlung dessen, was man im Unterricht aufnimmt, um die aktive Auseinan-

*Der Umgang der Professoren mit den Studierenden sollte sich nicht auf den Unterricht beschränken.
Hier: Vorlesung an der Universität Köln am 3. Mai 2011.*

© picture alliance/dpa, Foto: Oliver Berg, dpa



dersetzung mit den Angeboten, das heißt dem vermittelten Wissen, also um das autodidaktische Element: Das bedeutet für die Studierenden, dass sie die Universität als Einrichtung begreifen, die Erkenntnis weitergibt, und dass sie gegen pure Spezialisierung ankämpfen; dass sie Bildung verstehen als Methode, sich mit sich selbst nicht zu langweilen, ganz im Sinne des Mottos: Man hat immer etwas zu tun! Bei diesem Entwicklungsprozess kommt sehr viel auf die seelische und geistige Bereitschaft an, das autodidaktische Element zu stärken; auch Bachelor-Studiengänge dürfen nicht dazu verleiten, Studenten nur mit Wissen versorgen zu wollen, statt sie in den Stand zu setzen, selbst zu lernen.

Die Gebote „Menschen brauchen Führung“, „Sei Vorbild!“, „Setze klare Ziele!“ stehen in engem gedanklichen Zusammenhang. Ganz zu Recht hebt Bueb die Vereinbarkeit von Demokratie und Füh-

rung hervor, zu Recht fordert er gerade auch für die Demokratie eine Führungselite und die Anerkennung von Elite als etwas Selbstverständlichem und Notwendigem. Führung dieser Art bedeute leiten, planen, koordinieren, delegieren und kontrollieren im Sinne einer dienenden Aufgabe; wir erwarten Ausstrahlung, Vorbildfunktion und Autorität von Führungspersonlichkeiten. Pädagogische Arbeit bedürfe, um zu gelingen, des Vorbildes, kaum eine andere Tätigkeit verbinde Persönlichkeit und Können so eng, wie das für eine Führungstätigkeit gelte. Führen und vorbildliches Verhalten seien aber nicht denkbar, ohne Ziele zu setzen. Klare Ziele enthalten Aufgaben, auch herausfordernde Aufgaben, welche junge Menschen veranlassen sollen, das Beste aus ihren Begabungen zu machen.

Die Universität soll durch ihr Angebot, den akademischen Unterricht, die jungen

Erwachsenen in die Lage versetzen, nach Abschluss des Studiums zu führen und Vorbild zu sein, sie soll sie beratend begleiten, sie anspornen, das ist in letzter Konsequenz die erzieherische Aufgabe der Universität.

Kompetenzen trainieren

Mit dieser Erwartung wird nicht eine Utopie, nicht ein selten oder gar nicht erreichbarer Idealzustand beschrieben, sondern das, was man mit einem Universitätsstudium gewonnen haben sollte. Sachwissen, Methodenkenntnis, Umgang mit Texten, das heißt Quellen und wissenschaftlicher Literatur, sind Grundlagen, welche das geisteswissenschaftliche Studium vermitteln muss. Andere Fachrichtungen haben außer Sachwissen und Methodenkenntnis ihre je eigenen fachbezogenen Schwerpunkte. Übergreifend dient die Universität neben der Bildung des Geistes der Bildung der Persönlichkeit. Genau genommen hat sie das schon immer getan; aber wir müssen fragen, wie sie diesem Ziel unter den zeitgemäßen Gegebenheiten nachkommen kann. Nach heutigem Verständnis, über das allerdings ein allgemeiner Konsens noch nicht erreicht ist, kommt die Einübung von Fertigkeiten, wir sagen gern Kompetenzen, hinzu. Ein Lehrer, gleich an welcher Schulart er unterrichtet, sollte gut sprechen und schreiben können. Von Leuten, die im Medienbereich, in Dienstleistungsunternehmen, in Werbe- und Personalagenturen arbeiten, ja auch von Ingenieuren, das heißt, von allen, welche ein Studium durchlaufen und erfolgreich abgeschlossen haben, erwartet man, dass sie gut sprechen und schreiben können. Mit Referaten und Hausarbeiten ist es nicht getan, vielmehr müssen diese Kompetenzen regelrecht trainiert werden. Auch mit Fantasie und Erfindungskraft an die Arbeit gehen, sich einer Herausforderung stellen, Hemmnisse, gleich welcher Art, überwinden lernen sind Bestandteile ei-

ner wohlverstandenen und erfolgreichen Geistes- und Persönlichkeitsbildung.

All das erfordert Zeit, die es im Rahmen eines nur zweistündigen Seminars nicht gibt. Daher sollten Proseminare und Hauptseminare, auch Übungen, drei, vielleicht sogar vier Wochenstunden umfassen. Will man etwa das Einüben von Schlüsselkompetenzen wie der Rede- und Schreibkompetenz fest in den Unterricht einfügen, muss man zu einer Erhöhung der Wochenstundenzahl von Seminaren bereit sein. Vor allem deshalb, weil die Vermittlung von solchen Qualifikationen gegenüber den herkömmlichen Leistungen wie Referat und Hausarbeit mit mehr Training, das heißt Üben, Bewerten und neuerlichem Üben, verbunden ist. Dazu gehört auch, dass innerhalb eines Fächerverbundes die Seminarveranstaltungen nach Schwerpunkten ausgerichtet werden und die Lehrenden sich bei der Wahrnehmung solcher Angebote abwechseln.

Im Übrigen gelten solche Forderungen auch dem wissenschaftlichen Nachwuchs, der sich, so die bereits zitierte Zeitschrift *Forschung und Lehre*, einem Bewerbungstraining unterziehen, Kommunikationsstärke und Teamfähigkeit erlernen sowie Mediengewandtheit einschließlich Interviewtechniken und Auftreten vor der Kamera einüben sollte, damit es den Nachwuchswissenschaftlern leichtfalle, den Hochschulalltag zu meistern, das heißt vor allem natürlich, um in der Lage zu sein, gut und erfolgreich zu unterrichten. Zur Aneignung grundlegender Techniken des Unterrichtens und zur Fehlervermeidung, seien Didaktikkurse genauso wichtig und hilfreich wie Sprachtraining. Es gilt diese Forderungen unter dem Gesichtspunkt der inhaltlichen Neuformierung beispielsweise der Seminare auf die Studierenden hin zu erweitern und festzustellen: Was die Studenten betrifft, so könnte einiges aus diesem Programm mühelos in die bestehenden Leh-

reinheiten eingefügt werden, ohne dass der wissenschaftliche Anspruch verloren ginge.

Stärkung des Selbstwertgefühls und des Selbstvertrauens, um das daraus resultierende Selbstbewusstsein zum Motor des Handelns junger Menschen zu machen, ist das Thema des Gebotes „Vertraue, fordere und beschütze!“ Guter akademischer Unterricht wird die Eigenarten der Seminarteilnehmer nicht außer Acht lassen, wird Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen stärken, wird Mut zusprechen, sich etwas zuzutrauen und sich einer Herausforderung zu stellen. Kritiker mögen einwenden, wir seien an der Universität und nicht mehr an der Schule, und wem es schwer falle, der habe halt Pech gehabt und müsse selbst zusehen, wie er weiterkomme. Dagegen ist einzuwenden, dass wir uns angesichts der großen Zahl Studierender, die grundsätzlich alle ein Recht auf fundierte pädagogisch-didaktische Betreuung haben, und angesichts der in ihren intellektuellen Voraussetzungen, nach Herkunft und Erwartungshorizont sehr unterschiedlichen studentischen Klientel, und schließlich im Blick auf weitgefächerte Anforderungen, welche beim Einstieg in das Berufsleben an die Bewerber gestellt werden, diese Einstellung nicht mehr leisten dürfen.

Erzieherische Entfaltung

Das Gebot „Lass dir einen Spiegel vorhalten, um dich selbst einzuschätzen!“ betrifft die Kontrolle als Instrument der Führung und der Förderung der Kontrollierten. Wer lehre, sei auf ehrliche Rückmeldung angewiesen. Allerdings müsse man bereit sein, Autonomie zugunsten größerer Transparenz und gegenseitiger Kontrolle einzuschränken. Schließlich gehöre zur regelmäßigen Kontrolle beispielsweise durch fragebogengestützte Evaluierungen das Mitarbeitergespräch.

Übertragen auf die universitäre Lehre, ergibt sich: Für jede Vorlesungsstunde und jede Seminarsitzung sollten Konzepte entworfen und klare Ziele, eben Unterrichts- und Lernziele, formuliert werden, und Kontrolle sollte über gut ausgedachte, fragebogengestützte Evaluierungen hinaus durch Gespräche mit den Studiendekanen und, was noch viel wichtiger wäre, durch Gespräche im Fachkollegenkreis über die Gestaltung des Unterrichts vertieft werden. Solche Gespräche könnten außerordentlich fördernd sein, muss man doch ein Seminar mit dreißig oder vierzig Teilnehmern anders aufbauen als ein Seminar mit zehn bis fünfzehn Teilnehmern.

Der entscheidende Impuls sollte sein: Wie erreiche ich die in Aussicht genommenen Ziele? Wie gelingt es mir, das Einzuübende auch zu kontrollieren und Fehler durch wiederholtes Üben zu korrigieren? Lassen sich Schwerpunkte der Lehre wie etwa Textinterpretation, Textvergleich, auch Analyse historischer Ereignisse oder wissenschaftlicher Literatur als Schwerpunkte auf mehrere Seminare des Gesamtfaches, welche Teil des Studienprogramms sind, verteilen, um dem einzelnen Lernziel mehr Zeit widmen zu können? Wie gelangen die Teilnehmer zu den erhofften Lernerfolgen? Um das im Unterricht Begonnene weiterzuführen und zu vertiefen und eine erzieherische Entfaltung zu ermöglichen, wie sie zwar bisher immer wieder verwirklicht worden ist, aber nicht als selbstverständlich empfunden wurde, und schon gar nicht in einem programmatischen Fundament verankert war, sollte sich der Umgang mit den Studierenden nicht auf den Unterricht beschränken. Auch außerhalb des Unterrichts sollte der Hochschullehrer Zeit finden, Kontakte zu seinen Studenten zu pflegen.